

Fallbeispiel 3: Das gefallene Kind

Ich kann den Zeitpunkt, an dem sich mein Leben plötzlich veränderte, sehr genau angeben. Ich war gerade acht Jahre alt. Da geschah etwas Schreckliches, ein Un-Fall. Es zerstörte meine Welt und brachte Unglück über unsere Familie. Dabei war das Leben acht Jahre lang das reine Paradies gewesen.

Meine Kindheit war bis zum 8. Lebensjahr fröhlich und schön. Meine drei Geschwistern und ich wuchsen in Liebe und Harmonie auf. Wir waren das, was man eine heile Familie nennt. Alles war normal, der Alltag, die Schule und der jährliche Urlaub in Bayern. Wir sind aus Norddeutschland, lieben aber die Natur in Bayern. Dort, wo wir jedes Jahr Urlaub machen, gibt es einen Baggersee mit klarem, sauberem und herrlich erfrischendem Wasser, und gleich vor dem Eingang zum Badestrand gibt es das beste Eis von der ganzen Welt. Wann immer ich an diese Zeit denke, habe ich ein unbeschreibliches Glücksgefühl, als würde ich schweben. Dieses schwerelose Schweben kennt keine Sorgen, keine Probleme und nichts Belastendes. Darum ist für mich Bayern gleichbedeutend mit Glück, Heiterkeit und Frohsinn. Es mag sein, dass ich da zu viel hineindichte und idealisiere. Aber es ist wirklich so - jedenfalls gewesen.

Unter den vier Geschwistern war ich das schüchterne Kind. Die sechs Jahre ältere Schwester war das Gegenteil von mir. Sie war immer gerade heraus und zum Teil sogar frech. Ich bewunderte sie, weil ich nicht so sein konnte wie sie. Erst Jahre später gestand sie mir, dass sie mich wegen meiner feinen, sensiblen und zurückhaltenden Art immer bewundert hätte. Trotz des Kontrastes in unserer Persönlichkeit verstanden wir uns gut. Auch zu den anderen beiden Geschwistern hatte ich ein gutes Verhältnis. Zu meinem zwei Jahre älteren Bruder hatte ich ein liebevolles und zugewandtes Verhältnis; und den jüngsten Bruder, der vier Jahre nach mir geboren war, liebte ich heiß und innig. Er war unser aller Liebling. Meine Mutter war sanft und ausgleichend, und mein Vater hatte ein starkes Verantwortungsgefühl.

Auf den Sommerurlaub freuten wir uns schon Wochen im Voraus. Als es dann endlich soweit war, mussten wir Kinder - mit Ausnahme meines jüngsten Bruders - unsere Sachen selbst zusammenstellen. Mutter half uns indirekt, indem sie eine Frage stellte, bei der irgendein Kind merkte, dass es etwas Wichtiges vergessen hatte. Ich glaube, mein introvertiertes Wesen stammt von ihr, während Vater und meine ältere Schwester vieles gemeinsam haben.

Wir hatten einen VW-Bus, der Platz für uns alle bot. Das Auto liebten wir und nannte es "Wauwau". Mein jüngster Bruder hatte ihn einmal so genannt, und der Name wurde seitdem von allen übernommen. Am Abend vor der Abreise war der „Wauwau“ voll beladen. Wir mussten sehr früh ins Bett, weil Vater um vier Uhr bei Morgengrauen losfahren wollte. Das war zwar für die ersten Stunden eine Tortur; dafür waren wir aber am späten Abend schon am Zielort in Bayern. Wir bezogen unsere Ferienwohnung und trotz Aufregung mussten wir gleich ins Bett. Vater sagte: „Morgen gehört uns das Paradies.“

Am nächsten Tag gingen wir - voll bepackt mit Luftmatratze, Handtüchern, Sonnenmilch, Badesachen, Ball und sonstigem Krimskrams - gleich nach dem Frühstück zu Fuß zum Baggersee. Die Freude war riesengroß. Die schönen Erinnerungen der letzten Jahre an diesen Ort waren gleichsam aus ihrem Winterschlaf erwacht: die bekannte Umgebung, die netten Menschen und - last not least - Franz der Eismann mit seinem Singsang. Es war so, als würden wir nach langer Zeit wieder die Oma, die Tante oder den Onkel besuchen. Überall empfing man

uns mit Wiedersehensfreude und Herzlichkeit, und mein kleiner Bruder wurde nicht nur wegen seiner knopfschwarzen Augen bewundert, sondern vor allem, weil er jetzt nicht mehr in den Windeln steckte. „Du bist ja groß geworden...“ hieß es von allen Seiten.

Am Nachmittag kam mein Vater nach einem Mittagsschlafchen auch zum See. Auf dem Arm trug er den Kleinen Prinzen, den er stolz überall präsentierte. Ich spielte allein am Wasser und konnte nicht genug kriegen, meine ältere Schwester war mit pubertierenden Jungs unterwegs. Mein Vater fragte mich nach meiner Schwester und nach meinem Bruder, aber ich wusste nicht, wo sie waren. So blieb er noch eine Weile da stehen und bekam schließlich Lust, auch eine Runde schwimmen zu gehen. Den Kleinen ließ er bei mir, aber der wollte unbedingt mit ihm ins Wasser. Da gab er uns Eisgeld, drehte sich um und ging in Richtung Wasser. Ich nahm meinen kleinen Bruder bei der Hand und marschierte fröhlich zum Franz. Nach einigen Schritten riss er sich aber los und lief unter lauten Papi-Rufen in Richtung Wasser. Mein Vater war gar nicht weit weg, und es war für mich klar, dass er die Rufe des Kleinen gehört hatte. Trotzdem vergewisserte ich mich noch, bis ich sicher war, dass mein Vater sich umgedreht und meinen Bruder gesehen hatte. Dann ging ich zum Eisessen. Ich erinnere mich, dass ich mich noch einmal umdrehte und zurückschaute, aber weder mein Vater noch mein Brüderchen waren zu sehen. Das beruhigte mich sehr. Wie sollte ich auch da etwas Schlimmes ahnen?

Franz begrüßte mich mit seinen üblichen Koseworten und gab eine halbe Kugel unter Augenzwinkern dazu. Das Eis schmeckte lecker, und während ich es genüsslich aß, hörte ich einen Mann nach Hilfe rufen. Auf dem Arm trug er ein Bündel. Seine Rufe wurden immer lauter und schriller. Schließlich schrie er: „Ist hier ein Arzt! Um Himmels willen! Ist hier ein Doktor?“ Dann hörte ich noch einige Satzketten wie „...hab’s im Wasser gefunden...“ Das alles ging irgendwie an mir vorüber. Es war mir klar, dass etwas Schlimmes geschehen war, unklar war mir jedoch, wieso es etwas mit mir zu tun haben könnte. Doch wenige Minuten später sah ich meine Mutter - blass und zitternd in die Menge laufen. Mein Vater lief hinter ihr her, und beide verschwanden bald in die Menschenmenge. Jetzt begriff ich auf einmal: Mein kleiner Bruder war ertrunken.

Der Gedanke traf mich wie ein Blitz. Geschockt rannte ich weg. Ich wusste nicht wohin, Hauptsache weg und fort von hier. Nicht mehr hier sein! Nicht mehr da sein! Nichts erfahren! Ich lief und lief und fand mich irgendwann beim „Wauwau“, der mich mit seinen beiden Scheinwerfern tröstend ansah. Ich setzte mich neben das Hinterrad und drückte mich fest an die warme, wohltuende Karosserie und fühlte mich irgendwie geborgen. Jetzt erst fing ich an zu weinen. Ich weiß nicht, wie lange ich da saß und weinte. Es mag sogar sein, dass ich eingeschlafen war. Jedenfalls weckte mich der laute Ruf meines Vaters. Als ich die Augen öffnete, sah ich zuerst nicht ihn, sondern einen großen Schatten auf mich zukommen. Und plötzlich stand er vor mir, riesengroß und Furcht erregend. Nie in meinem Leben hatte ich ihn und seine Gestalt in dieser Weise wahrgenommen. Ich umklammerte das Hinterrad von „Wauwau“...

Seine Augen waren angeschwollen und rot angelaufen. Aus diesen Augen wurden hasserfüllte und verachtungsvolle Schüsse direkt in mein Herz abgegeben. Ich zitterte vor Angst, denn das Gesicht meines Vaters war entsetzlich. Dann blieb er stehen und verkündete mit den Worten: „Du bist schuld! Du allein bist schuld! Du hast ihn auf dem Gewissen.“ Mein Todesurteil. Dann drehte er sich um und ging weg.

Seit dieser Sekunde bin ich seelisch tot. Das war der Wendepunkt in meinem Leben. Im achten Lebensjahr starb ich innerhalb von wenigen Minuten und wurde zugleich zum Weiterle-

ben verurteilt. Daran änderte nichts mehr, nicht einmal die Tatsache, dass ein Arzt in der Nähe war und dass es gelang, meinen kleinen Bruder wieder ins Leben zurückzuholen. Während der kleine Phönix aus der Asche stieg, kollabierte ich seelisch zu einem toten Klumpen. Es dauerte Tage, bis mein Vater mich ansehen konnte und noch etliche weitere Tage, bis er wieder mit mir sprach. Faktisch war der Alptraum vorbei, und das Leben schien sich wieder zu normalisieren, aber bei mir wurde aus dem Schock ein Trauma. Jetzt erst begann das Unglück. Meine Schüchternheit war sicher mit ein Grund, weshalb ich über den Schock, der mir das seelische Todesurteil verkündete, 12 Jahre nicht sprach. Klärung wäre nötig gewesen, aber andererseits war es auch ein Geheimnis zwischen uns beiden. Offenbar wusste sonst niemand über meine Mitschuld. So schien alles mehr oder minder in Vergessenheit zu geraten.

Mit Beginn der Pubertät wurde aus dem schüchternen Mädchen ein rebellisches Wesen. Meine Eltern waren in der Glaubensgemeinschaft „Zeugen Jehovas“. Für sie und ihre Lebensgestaltung war dieser Glaube sehr wichtig. Doch ich fing an, alles zu hinterfragen und mich zunehmend kritisch zu den Lehren dieser Gemeinschaft zu äußern. Dann entwickelte ich meine eigene Vorstellung von Gott. Das glich einem Bruch zwischen mir und meinen Eltern. Kurz darauf erlitt meine Mutter einen Herzinfarkt. Das war eine schwere Zeit, und ich hatte das Gefühl, wieder jemanden ins Unglück gestürzt zu haben. Als Wiedergutmachung habe ich während der Zeit, als meine Mutter in der Klinik lag, intensiv im Haushalt geholfen. Ich hatte große Angst, sie könnte sterben, und mein Vater würde mir wieder sagen: „Du allein bist schuld! Später erfuhr ich, dass meine Mutter und mein Vater erhebliche Spannungen miteinander hatten, von denen wir Kinder nichts mitbekommen hatten. Also ich war am Infarkt nicht - oder zumindest nicht alleine - schuld. Aber damals glaubte ich, dass ich unsere Familie erneut ins Unglück gestürzt hätte.

Was ich brauchte, war Liebe, Zuwendung oder wenigstens Zuspruch und Trost. Was ich bekam, war Gleichgültigkeit, Kälte und wortkarges Verhalten. Das kotzte mich so an, dass ich begann, meinen Frust mir von der Seele zu kotzen. Meine Seele schrie, das Leben sei zum Kotzen, und mein Körper setzte die Anweisung in die Tat um. Das nennt man Bulimie. Man isst nicht, um die Nahrung zu genießen; ja nicht einmal, um die Nahrung dem Körper zugute kommen zu lassen. Das alles lässt die Seele nicht zu. Sie verbietet, dass es dem Körper gut geht, weil es ihr nicht gut geht. Sie verlangt vom Körper Solidarität, verlangt, dass er mitbestraft wird. Man isst, um die Entbehrung zu schmecken. Diese Teufelslogik ist zerstörerisch, und als betroffene Person ist man machtlos dagegen, auch wenn man die Mechanismen in diesem teuflischen Werk kennt. Man weiß zwar im Kopf, wie es funktioniert, aber man kann die Maschinerie doch nicht abstellen. Ich bin jetzt 22 Jahre und hänge noch immer an meiner Ess-Störung.

Meine Sehnsucht nach elterlicher Liebe drückte sich zuerst in der Bulimie aus, aber bald verwandelte sie sich in Magersucht. Es ist die Sucht, täglich zu zeigen, mit wie wenig man glücklich wäre. Und da das Wenige, wonach die Seele schreit, ausbleibt, macht der Körper einfach mit. Auch er zeigt, wie wenig Nahrung zum Überleben notwendig ist. Drei Monate lang habe ich praktisch keine feste Nahrung zu mir genommen. Morgens trank ich einen Becher Milch, mittags eine Tasse Brühe und abends Tee. Dazwischen Wasser oder Fruchtsäfte. Das stolze Ergebnis konnte sich sehen lassen: 16 kg Körpergewicht hatte ich aufgeboten für 16 Gramm Liebe. Was folgte, war eigentlich zu erwarten. Meine Eltern machten sich ernsthafte Sorgen, und ich spielte alles herunter. Dabei hatten sie Recht, denn ich war depressiv und nahm Woche für Woche eine Packung Schlaftabletten, um meine Selbstmordgedanken zu

zerstreuen. Sich ins Bett zu legen und nicht einschlafen zu können ist eine Situation, die in die Verzweiflung führen kann. Eines Abends kam meine Mutter in mein Zimmer und sagte in wenigen Sätzen, dass es mit mir so nicht weiter ginge, dass sie und mein Vater sich große Sorgen wegen meines körperlichen und seelischen Zustands machten und dass sie beschlossenen hätten, mich in die Therapie zu schicken. Nichts hätte mich in diesen Sekunden mehr geheilt, als wenn sie mich einmal in den Arm genommen hätte. Nichts hätte mich davon abgehalten, ohne zu zögern, dem Rat meiner Eltern zu folgen und in die Therapie einzuwilligen. Aber die Sachlichkeit und Gleichgültigkeit, die sie verbreitete, schnürte mir die Kehle zu. Ich bekam keine Luft und hatte das Gefühl, einen Erstickungsanfall zu bekommen. Dann ließ ich einen entsetzlichen Schrei los. Meine Mutter erschrak so sehr, dass sie totenblass wurde und mich nur so anstarrte, als wäre ich ein Monster. Jetzt brach ich in ein hysterisches Gelächter aus. Wollte ich sie auslachen? Wollte ich darüber triumphieren, dass ich sie mit meinem Schrei eingeschüchtert hatte? Ich weiß es nicht, und auch darüber wurde natürlich nicht gesprochen. Sie verließ mein Zimmer, und seitdem fiel kein Wort mehr über meine Probleme.

Der einzige Ort, an ich mich zwischen meinem 16. und 18. Lebensjahr gerne aufhielt, war die Schule. Ich blieb dort, solange es ging, manchmal bis zum Abend, so dass ich fast zum Schlafen nach Hause kam. In dieser Zeit hatte ich sehr oft ernsthaft den Entschluss gefasst, mein Leben zu beenden. Und tatsächlich holte ich einmal zwei Packungen Schlaftabletten, fest entschlossen, die für 14 Tage gedachte Ration auf einmal zu nehmen. Doch schon das Gefühl, das Mittel zu haben, wirkte für einen oder zwei Tage recht entlastend. Ich war geradezu heiter und konnte wieder lachen. Eines Morgens saß ich im Zug und fuhr zur Schule. Ich war irgendwie fröhlich, und das Abteil war leer. Da fasste ich plötzlich und für mich selbst sogar unverständlich den Entschluss, mein Leben jetzt zu beenden. Ich nahm alle Tabletten auf einmal. Wenige Minuten später hielt der Zug, ich stieg aus und ging in meine Klasse. Noch merkte ich nichts von der Wirkung. Dann kam der Politiklehrer und fing mit dem Unterricht an. Jetzt merkte ich die ersten Anzeichen von Schwindelgefühl. Ich entschuldigte mich und ging zur Toilette. Dort schloss ich die Tür und sank zu Boden. An die weiteren Ereignisse kann ich mich nur schemenhaft erinnern. Ich erinnere mich an eine Stimme, die nach mir rief, dann an die Stimme des Politiklehrers, der meiner Freundin sagte, sie solle unter die Tür hindurch kriechen. Schließlich wachte ich im Krankenhaus auf. Eine Nacht behielt man mich dort, pumpte meinen Magen aus, schloss mich an alle möglichen Schläuche an. Es war die entsetzlichste Nacht meines Lebens, und ich habe in dieser Nacht mich sehr darüber geärgert, dass ich die Tabletten nicht irgendwo im Wald oder an einem Ort genommen hatte, wo man mich nicht so leicht hätte finden und „retten“ können. Andererseits war es im Grunde meines Herzens nicht wirklich ein Abschied vom Leben, sondern ein Schrei nach Hilfe und Zuwendung. Ich wollte, dass meine Eltern kommen und mich in die Arme schließen und sagen, es sei schön, dass ich noch lebe. Es hätte mir genügt, wenn mein Vater einmal gesagt hätte: „Schön, dass es dich gibt, Kind!“

Als meine Mutter mich nach Hause brachte, huschte mein Vater gerade aus dem Flur ins Wohnzimmer und sagte noch im Gehen „hallo“ zu mir. Er drehte sich nicht nach mir um; er drosselte nicht sein Gehtempo; er schaute mir nicht einmal ins Gesicht. Das war mein Wert in seinen Augen: ein trockenes Hallo im Vorbeigehen. Wäre ich doch gestorben! Hätte man mich doch nicht in der Toilette gefunden! Auch darüber wurde nie gesprochen...

Für diesen Mann hatte ich von nun an nur noch Verachtung übrig; erst Jahre später verwandelte sich dieses Gefühl in Traurigkeit. Der Kontakt zwischen mir und meinen Eltern ist inzwischen gänzlich abgebrochen. Dass ich zuletzt nicht einmal an ihrer Religionsgemeinschaft

teilnahm, gab ihnen wohl den Rest. Sie wollen von mir nichts mehr wissen. Sie geben mir kein Geld für das Studium. Sie rufen mich nicht an, und ich weiß nicht, was ich ihnen noch zu sagen hätte, nachdem über so vielem das Tuch des Schweigens liegt.

Als Vaterersatz fungierte eine Zeitlang mein Politiklehrer, der seit der Toiletten-Szene mitbekommen hatte, dass ich ernste Probleme hatte. Er stellte beharrlich Anträge bei meiner Krankenkasse, so dass ich einen zweimonatigen Aufenthalt in einer Klinik genehmigt bekam. Seit meiner Entlassung aus dieser Klinik habe ich keine Schlaftabletten mehr angerührt. Noch leide ich allerdings unter Bulimie. Das sind inzwischen acht Jahre, und es ist keine Heilung in Sicht. Vielleicht würde da eine Therapie helfen. Die Einsicht, dass es keinen Sinn hat, sich selbst Schaden zuzufügen, ist in meinem Kopf kristallklar, aber dagegen anzukommen ist für ein gefallenes Kind nicht so leicht.

Meinem Politiklehrer verdanke ich noch heute viele Ratschläge. Er hat mich dazu ermuntert, Sozialpädagogik zu studieren. "Jeder hat einen Wunschtraum in seinem Leben.", sagte er zu mir. "Wie sieht deiner aus?" Ich habe lange darüber nachgedacht. Heute weiß ich die Antwort: Ich möchte Kindern und Jugendlichen in meiner Situation helfen. Ich möchte ihnen und ihren Eltern beistehen, damit sich bei ihnen nicht alles wiederholt, was ich in meinem Leben erleben musste.